

Sonderdruck aus:

Soziologiegeschichte

Identität und Krisen einer ‚engagierten‘ Disziplin

Herausgegeben von

Josef Hülsdünker und Rolf Schellhase



DUNCKER & HUMBLOT / BERLIN

1986

Soziologie — ein Phantomfach?

*Einige Konsequenzen der 1945 erfolgten Weichenstellungen
für die Identität der heutigen Soziologie¹*

Von Johannes Weyer

1. Einleitung: Tendenzen der neueren Soziologiegeschichtsschreibung

Mehrere Jahrzehnte lang war es in der bundesdeutschen Soziologie üblich, die Geschichte des Faches mit dem magischen Null-Datum 1945 beginnen zu lassen und die Phase des Faschismus auszublenden. Innerhalb weniger Jahre, beginnend etwa ab 1980, hat sich dieses Bild nun vollkommen gewandelt: Das immens gewachsene Interesse an der Fachgeschichte hat in Verbindung mit erstmals von der Disziplin nicht marginalisierten bzw. ignorierten kritischen Aufarbeitungen zu einer regelrechten Konzentration der Studien auf die Zeit 1933 bis 1945 geführt. Für die Fachgeschichte vor 1933 wurde damit eine Re-Interpretation unumgänglich, konnte sie doch nicht mehr — wie zuvor üblich — auf das zweite magische Datum, das ‚Ende‘ 1933, zugeschnitten werden.

Es ist zweifellos ein kaum zu überschätzender Gewinn für die bundesdeutsche Soziologie, daß die Phase des Faschismus nun erstmals intensiv beleuchtet wird. Arbeitsfelder von ungeahntem Ausmaße tun sich den beteiligten Fach-Chronologen auf, die es wahrscheinlich werden lassen, daß noch einige Jahre verstreichen werden, bis man guten Gewissens sagen kann: Wir haben's geschafft!

Interessant zu beobachten ist die Tatsache, daß die Methode der Erforschung von Soziologiegeschichte sich im Laufe dieser Entwicklungen verändert hat. Genügte es bislang, die Werke der Klassiker zu rezipieren und deren ideengeschichtlichen Zusammenhang zu rekonstruieren, bzw. Lehr-

¹ Ich habe in der folgenden Abhandlung, die z.T. leicht essayistischen Charakter hat, bewußt auf einen voluminösen Anmerkungsapparat verzichtet. Wer sich dadurch irritiert fühlt, sei gebeten, die im Literaturverzeichnis aufgeführten einschlägigen Werke zu Rate zu ziehen.

stuhilverzeichnisse zu erstellen und Vorlesungen zu tabellieren, so werden im Lichte der neueren Forschungen solche Herangehensweisen zunehmend obsolet. Der Gegenstand ‚Soziologie‘ entpuppt sich als weit vielschichtiger, als daß er sich auf die den Köpfen weniger Ordinarien entsprungene Theoriegebäude reduzieren ließe. Es wird zusehens problematischer (und die Legitimationsfiguren werden obskurer), Soziologie gegen das vormals ‚Unsoziologische‘ abzugrenzen, z.B. parteiliche Wissenschaft oder praxisorientierte außeruniversitäre Forschung oder Felder wie Rassenforschung u.a.m. aus dem disziplinären Kontext zu verweisen.

All diese hier beschriebenen Entwicklungen haben Konsequenzen für die Soziologiegeschichtsschreibung im allgemeineren Sinne, aber auch für die Versuche aktueller Konstruktionen von Fachidentität.

Bemerkenswert erscheint mir aber zunächst, daß die Verlagerung des Interesses auf die Phase des Faschismus zu einer — möglicherweise nur vorübergehenden — Unterbelichtung der Entwicklungen nach 1945 geführt hat. Es ist sicherlich das Verdienst der beiden Herausgeber des hier vorliegenden Sammelbandes, den ‚Bogen‘ zu einer integrierten Fachgeschichte wiedergefunden zu haben. Die Diskussion auf dem letzten Soziologentag in Dortmund, die die Grundlage für diesen Sammelband legten, zeigten jedoch die oben erwähnte Schwerpunktsetzung. Mir erscheint es wichtig, in einer integrierten Sichtweise die Konsequenzen zu erarbeiten, die sich aus der Existenz einer faschistischen Soziologie bzw. einer Soziologie im Faschismus (was nicht immer identisch war) für eine Revision der Nachkriegs-Soziologiegeschichte ergeben, ohne dies auf ein Konstatieren von personellen und institutionellen Kontinuitäten zu beschränken. (Das Insistieren auf solchen Kontinuitäten hatte durchaus seine Berechtigung in einer Phase, als diese schlichtweg geleugnet wurden, scheint mir jedoch für eine differenzierte Betrachtung nicht ausreichend zu sein.)

Aus diesen Überlegungen lassen sich zwei Teilaspekte herauskristallisieren, denen die vorliegende Abhandlung nachgehen will:

- Erstens sollen die Prozesse der Nachkriegszeit unter dem Aspekt betrachtet werden, wie die spezifische *Vergangenheits(nicht-)bewältigung* und die *Konstruktion einer disziplinären Identität* der Soziologie miteinander zusammenhängen. Dabei werden die Entwicklungen nach 1945 vor dem Hintergrund der Soziologie im Faschismus einerseits, im Kontext der allgemeinen Disziplinentwicklung andererseits re-interpretiert.
- Zweitens sollen die aktuellen Versuche der *Stiftung einer neuen Identität* der bundesdeutschen Soziologie unter *Einschluß des Faschismus* analysiert werden.

Im Hintergrund steht also immer die Frage, welches Resultat die Diskussion der Jahre 1979 bis 1984 um die Soziologiegeschichte erbracht hat.

2. Die Vergangenheits(nicht-)bewältigung der westdeutschen Soziologie nach 1945

„Nach dem Kriegsende gab es zwar keine Soziologie mehr, es gab aber noch eine Reihe von Soziologen, die nun die Wiedererrichtung der Disziplin betrieben.“ (Lepsius 1979, S. 29) Dieses Zitat von M. Rainer Lepsius hat es zweifellos ‚in sich‘, verweist es doch — wenn auch in verschlüsselter Form — auf die zentralen Probleme des Jahres 1945: Weder die affirmative ‚völkische‘ noch die ‚stillgelegte‘ DGS-Soziologie existierten als institutionalisierte Fachdisziplin über den 8. Mai 1945 hinaus fort; dennoch gab es zumindest eine Reihe von Personen, die — auf welche Weise auch immer — dieses Fach repräsentierten und nun wieder- (nicht neu -!) anfangen wollten.

In dieser Situation wäre eine intensive Diskussion der Vergangenheit sowohl der Wissenschaft als auch des politischen Systems ebenso Bestandteil einer an Neuorientierung interessierten sozialwissenschaftlichen Disziplin gewesen wie eine Entnazifizierung des eigenen Personenkreises zumindest hinsichtlich der übelsten Parteigänger und eindeutig kompromittierten Kollegen. All dies unterblieb im Falle der westdeutschen Soziologie nach 1945, und es ist höchst aufschlußreich zu rekonstruieren, wie die akademische Standesvertretung der Soziologie, die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS), die das Fach in der Öffentlichkeit repräsentierte, auf die gesellschaftlichen und politischen Umbrüche der Nachkriegszeit in Deutschland reagierte.

Zunächst ist festzuhalten, daß innerhalb der DGS eine Diskussion über die Vergangenheit recht barsch abgewürgt wurde; die wenigen Kritiker auf dem 8. Soziologentag 1946 wurden von Leopold von Wiese (dem Präsidenten der DGS von 1946 bis 1955) mit der Behauptung zum Schweigen gebracht, daß angesichts der „schweren Aufgaben“ der Zeit „Meinungsverschiedenheiten der Schulen als etwas außerordentlich Nebensächliches“ (Verhandlungen 1946, S. 55) aufzufassen seien. Heinz Maus warnte energisch vor der Gefahr, daß eine Soziologie, die keine Lehren aus der Vergangenheit ziehen und auch die theoretischen Fundamente des Faches keiner umfassenden Kritik unterziehen will, „wiederum versagt, ...wie das schon einmal geschehen ist“ (ebd., S. 44); er mußte sich die Aufwertung der formalistischen v. Wiese'schen Beziehungslehre zum ‚heimlichen Antifa-

schismus' gefallen lassen (ebd., S. 55) — eine kaum glaubliche Verdrehung der Tatsachen. Schon 1946 waren die Antifaschisten in der DGS wieder in einer nahezu hoffnungslosen Minderheitsposition; und v. Wiese nutzte diese Situation zum zielstrebigem Aufbau nicht nur einer in ganz bestimmter Weise profilierten Organisation, sondern auch eines spezifischen theoretischen Programms für die westdeutsche Soziologie.

Neben den offenen Diskussionsverboten sind die organisationspolitischen und theoretischen Markierungen, die v. Wiese setzte, die eigentlichen Kernpunkte meiner Argumentation, die — auf einer ersten analytischen Ebene — die Nachkriegsentwicklung der westdeutschen Soziologie als einen Prozeß der unterlassenen Vergangenheitsbewältigung begreift und — in einem zweiten Schritt (vgl. Abschnitt 3) — diese Prozesse wissenschaftstheoretisch als Bestandteil der disziplinären Entwicklung interpretiert. Die hier vertretene zentrale These lautet:

Die DGS als Organisation wie auch das von ihr verfochtene Soziologie-Konzept zeichnen sich in der Phase 1945–1955 durch eine deutliche Praxisferne aus — und diese Praxisferne erfüllte wichtige wissenschaftspolitische Funktionen.² Nicht nur die Thematiken der Nachkriegssoziologentage und die dort vertretenen Positionen, sondern auch die Organisationsstruktur des Verbandes können als Indizien für diese These gewertet werden. v. Wieses autokratischer Führungsstil und sein Geschick, vollendete Tatsachen zu präsentieren, bevor diese innerverbandlich diskutiert werden konnten, zeigen bereits, wie wenig die DGS gewillt war, sich auf demokratische Formen und Spielregeln einzulassen. Die DGS wurde ganz bewußt als „esoterische Gelehrten-gesellschaft“ (Verhandlungen 1946, S. 203) rekonstruiert. Wie wenig Notiz die DGS von den neuen gesellschaftlichen und politischen Realitäten der Nachkriegszeit nahm, belegt schlaglichtartig ein Zitat v. Wieses aus dem Jahr 1948. Er schrieb dort unter ausdrücklichem Bezug auf eine 1934 publizierte offene Anbiederung an den Faschismus: „Wir nehmen den Faden des Wirkens dort, wo wir ihn fallen lassen mußten, ungebrochen wieder auf.“ (v. Wiese 1948/49, S. 1) Eine Neuorientierung bzw. ein Sich-Einlassen auf neue Bedingungen und analysewerte soziale Probleme der Nachkriegszeit sucht man in solchen Positionsbekundungen vergebens. Und v. Wieses Verweis auf den — von den Machthabern 1934 verschmähten — Nutzen der Soziologie für den Aufbau des ‚neuen Staates‘ ist ein recht bedenkliches Indiz für die politische Position der Nachkriegs-DGS, die v. Wiese ad personam repräsentierte.

² Die folgenden Ausführungen bis zum Ende des Abschnittes 2 sind bis auf leichte redaktionelle Änderungen im wesentlichen identisch mit meinem Referat auf dem letzten Soziologentag; vgl. Weyer 1985b.

Das Programm des Verbandes, das v. Wiese in den zehn Jahren nach 1945 energisch, voller Eifer und mit großem Erfolg verfocht, bestand keinesfalls darin, soziologische Bestandsaufnahmen der Nachkriegsgesellschaft durchzuführen und so am Aufbau einer neuen, demokratischen Gesellschaft mitzuwirken. v. Wiese sah seine Aufgabe vielmehr darin, die DGS in die Sphäre des ‚reinen‘ Geistes, d.h. in unverbindliche Spekulation zu entführen. Nichts ist bezeichnender für diese Haltung als v. Wieses Bemerkung auf dem 8. Soziologentag, die „Pest“, die die Menschheit überfallen habe, sei „ein metaphysisches Geheimnis, an das der Soziologe nicht zu rühren vermag“ (Verhandlungen 1946, S. 29). Mit dieser Inkompetenzerklärung verabschiedete sich die DGS für lange Jahre aus der Wirklichkeit (wenngleich sie den Anspruch auf Deutung und Gestaltung eben dieser Wirklichkeit nie aufgab).

Sie tat dies trotz der jüngsten politischen Vergangenheit, die sowohl fachintern als auch gesellschaftstheoretisch (auch empirisch) hätte aufgearbeitet werden müssen. Sie tat dies trotz der drängenden sozialen Probleme der Nachkriegszeit, die soziologischer Analysen bedurft hätten. Und sie tat dies trotz massiver Bestrebungen vor allem der US-amerikanischen Besatzungsmacht, im Zuge der Re-education-Bestrebungen ein neues Konzept einer der Demokratie verpflichteten, auf empirischen Forschungsmethoden basierenden Wissenschaft zu ‚importieren‘.

Diese Tatsachen erscheinen zunächst recht paradox und bedürfen daher der Begründung, die ich hier mittels eines analytischen Konzepts erarbeiten will, das die Entwicklung von Wissenschaft im Spannungsfeld von interner Dynamik und externen Einflüssen verortet.

An dieser Stelle können nicht alle Thesen ausreichend begründet werden; ich fasse daher die anderenorts ausführlich dargelegten Argumentationen³ folgendermaßen zusammen:

Ein wichtiger Erklärungsfaktor ist zweifellos die in der DGS-Geschichte seit 1909 nachvollziehbare Tradition der Praxisferne und gesellschaftlichen Irrelevanz. Immer wenn es galt, auf herausragende politische Ereignisse zu reagieren, kapitulierte die DGS vor der Wirklichkeit. So geschah es auch 1946: Soziologische Analyse wurde verdrängt von philosophisch-politischer Spekulation, von Ausflügen in die Weiten von Literatur und Kunst und von formalistischen Spielereien.

Hinzu kommt aber, daß diese Flucht aus der Realität nach 1945 durchaus eine wichtige Funktion hatte, galt es doch, eine gewisse Realität vergessen

³ Vgl. die im Literaturverzeichnis aufgeführten Arbeiten des Autors.

zu machen, um so das Ansehen des Faches Soziologie und damit den Bestand des Faches als solchem zu ‚retten‘. Nicht wenige der Nachkriegssoziologen hatten den Faschismus keineswegs in der inneren Emigration zugebracht, sondern aktiv am Aufbau einer ‚deutschen Soziologie‘ mitgewirkt. Die Flucht ins Überzeitliche und Irrationale ermöglichte ein Übergehen all dieser Tatsachen und die später erfolgte schrittweise Rehabilitation von Personen und theoretischen Traditionen.

Auf diese Weise konnten sowohl die DGS als auch die universitären Apparate recht zügig wieder aufgebaut werden. Daß die US-Besatzungsmacht selbst in der Phase, als sie noch ein in Ansätzen antifaschistisch-demokratisches Konzept verfolgte, gegen solche Bestrebungen nicht einschritt, liegt an Kompetenzüberschneidungen innerhalb der Militärregierung und vor allem an der geringen Priorität wissenschaftlicher Probleme in der unmittelbaren Nachkriegszeit. In gewisser Weise existierte ein Freiraum für die Gestaltung von Wissenschaft und Forschung, der — wie beschrieben — von der Soziologie besonders intensiv genutzt wurde. Als die Besatzungsmacht USA den Universitäten erhöhte Aufmerksamkeit schenkte — etwa ab 1947 —, war schon der Umschlag zur Politik des Kalten Krieges erfolgt, den v. Wiese und die DGS bereitwillig mitführten. US-Interessen und DGS-Politik liefen in dieser Phase konform, so daß die zunächst recht eigenmächtige DGS-Strategie nachträglich sanktioniert wurde.

Die Praxisferne der DGS hatte also durchaus ihre ideologische und politische Funktion, man könnte sagen: ihren spezifischen Praxisbezug. Dieser bestand in der Verhinderung einer demokratischen Neuorientierung der westdeutschen Soziologenschaft, verbunden mit der Sicherung personeller wie inhaltlicher Kontinuitäten aus der Zeit des Faschismus. Die Konsequenzen sind bekannt: Erwiesene Nazis und offenkundige Sympathisanten kehrten in den 50er Jahren auf ihre Lehrstühle zurück.

Doch Mitte der 50er Jahre war diese Aufgabe bewältigt, die v. Wiese und die DGS sich nach 1945 vorgenommen hatten. Neue Probleme standen auf der Tagesordnung, für deren Lösung die damalige DGS dysfunktional wurde. Der von außeruniversitären Sozialforschungsinstituten, vor allem der Sozialforschungsstelle Dortmund ausgehende Druck nach einer konzeptionellen Veränderung und einer Neubestimmung des Praxisverhältnisses erreichte auch die DGS und bewirkte einen paradigmatischen und organisationspolitischen Umbruch. Gefragt war in stärkerem Maße eine empirisch orientierte Soziologie, die Daten zur Bewältigung sozialer Probleme der bundesdeutschen Gesellschaft bereitstellen konnte. Das vornehmlich von den Amerikanern nach 1945 gezielt — und parallel zur DGS — aufge-

baute Potential empirischer Sozialforschung konnte nunmehr auch in der DGS Recht und Stimme für sich beanspruchen.

Diese hier nur knapp geschilderten Prozesse lassen sich also wie folgt resümieren:

Die erste Chance einer Faschismusbewältigung nach 1945 konnte nicht wahrgenommen werden, weil zum einen direkt nach dem Kriege alte Strukturen re-etabliert wurden, zum anderen das eher auf Verschleierung angelegte organisationspolitische und wissenschaftliche Konzept keinen Raum für die Entwicklung einer kritischen Wissenschaft ließ.

Auf diese Weise bildete sich nach 1945 eine bestimmte Fachidentität der Soziologie heraus, unter der sie z.T. noch heute leidet.

3. Die Konstruktion einer disziplinären Fachidentität nach 1945

Klagen über die zu frühe Professionalisierung der Soziologie oder über die Unbestimmtheit ihres fachlichen Auftrages gehören spätestens seit Mitte der 50er Jahre regelrecht zum Standard-Repertoire professioneller Selbstdarstellungen. In jüngster Zeit gesellen sich zudem kritische Stimmen hinzu, die aufgrund der halbierten Identität der Soziologie erstmals offen die Frage nach dem Sinn der Existenz dieser Disziplin stellen (vgl. etwa Kaufmann 1982 und Beck 1982).

Solche Klagen und solcher Kritik kann zwar kaum widersprochen werden; der akademischen Selbstbespiegelung und der professionellen Selbst-Bemitleidung (die die Soziologie immer sehr geschickt und mit entsprechender Belohnung in Form des institutionellen Ausbaus inszenierte) soll jedoch entgegengehalten werden, daß die von der Profession nach 1945 bewußt eingeschlagenen Wege der Institutionalisierung und vor allem der theoretischen Konzeptualisierung von Soziologie wie auch eines spezifischen Praxisbezuges viele Facetten des heutigen Zustandes (wenngleich nicht alle) erklären können. Die zunächst primär von Aspekten der Vergangenheits-Nichtbewältigung geleitete Konstruktion einer soziologischen Fachidentität wirkte in der Weise weichenstellend, daß das Fach dann auch gemäß den aufgestellten und sehr weitreichenden Ansprüchen errichtet werden mußte.

Die für die Konstruktion einer soziologischen Fachidentität konstitutiven Elemente sind vor allem:

- Die Reduktion soziologischer Theorie auf philosophische Spekulation;
- die Eliminierung gesellschaftlicher Bezüge (z.B. sogar des Gegenstands ‚Gesellschaft‘) aus einer vorgeblich unparteilichen und wertfreien Wissenschaft;
- die Konstruktion eines disziplinären Selbstverständnisses trotz Nicht-Existenz einer disziplinären Struktur;
- das Postulat der Existenz einer genuin soziologischen Methode und eines spezifisch soziologischen Gegenstandes.

Zusammenfassend könnte man — etwas polemisch — behaupten: Die Soziologie wurde als wissenschaftliches Fach ohne eigenes Praxisfeld konstituiert, als ein ‚Phantomfach‘.

Alle Folgen wie etwa die Einrichtung von Diplomstudiengängen ab Mitte der 50er Jahre — zu einer Zeit, als niemand angeben konnte, wo die Absolventen dieser Studiengänge einmal arbeiten sollten — können als Konsequenzen aus einer einmal getroffenen Grundsatzentscheidung und den aus dieser resultierenden Eigendynamiken interpretiert werden.

Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß es z.B. kein Praxisfeld der Soziologie gab; ja diese Verallgemeinerung erscheint in gewisser Weise irreführend. Behaupten möchte ich lediglich, daß die Fachidentität, die nach 1945 gestiftet wurde, eine solche Prägung hatte. Die Weichenstellungen für das disziplinäre Selbstverständnis vollzogen sich im wesentlichen innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (man könnte sie in gewisser Weise als den ‚ideologischen Flügel‘ der westdeutschen Nachkriegssoziologie bezeichnen). In anderen Bereichen, etwa der beispielhaft von der Sozialforschungsstelle Dortmund vertretenen außeruniversitären Sozialforschung, gab es durchaus spezifische Methoden, abgrenzbare Praxisfelder, Berufsmöglichkeiten für Soziologen etc.

In diesen Bereichen wurde eine Soziologie praktiziert, die dem weltfremden Selbstverständnis der DGS vollkommen fern stand, die aber erst zu einem späteren Zeitpunkt — ab Mitte der 50er Jahre — von sich behaupten konnte, ‚die‘ bundesdeutsche Soziologie zu repräsentieren. In den Jahren 1945 bis 1955 hingegen — der Amtszeit v. Wieses als DGS-Präsident — hatte das Selbstbild der west-/bundesdeutschen Soziologie die oben beschriebene Prägung.

Es bleibt allerdings erklärungsbedürftig, warum die westdeutsche Nachkriegssoziologie in ihren Selbstdarstellungen und (wissenschafts-)politi-

schen Manifestationen mit dem Selbstbild einer institutionalisierungsbedürftigen Fachdisziplin operierte, kann man doch feststellen, daß die Soziologie zumindest bis 1933 diesen Charakter eines eigenständigen Faches nicht hatte. Trotz wichtiger Ansätze, die bereits in den 20er Jahren Wege einer eigenständigen Soziologie wiesen, war Soziologie zumeist nicht mehr als eine spezifische Sichtweise in anderen Disziplinen. Auch im Faschismus blieb dieses Bild von Soziologie weitgehend erhalten (das Fach wurde ja, wie man inzwischen aus der neueren Forschung weiß — weder verboten noch abgeschafft, obgleich einige markante Veränderungen stattfanden). Zwar blieb die Soziologie eine Hilfsdisziplin unter vielen — sicherlich kaum anerkannter als Raumforschung, Rassekunde oder ähnliche Ansätze —, doch entwickelte sich angesichts der Fülle von fachlichen Aufgaben und des aus verschiedenen Praxiskontexten artikulierten Bedarfs an soziologischer Forschung und sozialtechnologischem Wissen ein Fachprofil, das zuvor nie erreicht wurde. In der Bevölkerungssoziologie z.B. gehören die Arbeiten von Hans Linde und Gunter Ipsen aus den 30er Jahren zu den von der bundesdeutschen Profession anerkannten Klassikern; viele andere Beispiele lassen sich finden, z.B. genügt es zuweilen, das Erscheinungsjahr der ersten Auflage häufig zitierter Werke der Nachkriegssoziologie zu ermitteln.

Ich möchte daher die These aufstellen, daß die Soziologie am Ende des Faschismus als leistungsfähiges Fach dastand, zugleich jedoch kaum über eine eigene Fachidentität verfügte, sondern schlecht verortbares Element in einem Konglomerat gesellschaftswissenschaftlicher Fächer war. Auch ihre Institutionalisierung und Professionalisierung war stückwerkhaft und keineswegs systematisch und planvoll vollzogen.

1945 erscheint somit als ein Datum, über das die Soziologie trotz des politischen und gesellschaftlichen Wandels (der allerdings unterhalb der Ebene der Systemveränderung blieb) auf ihrem Weg zu einer eigenständigen Profession konsequent hinwegschreitet. Sie hatte — auch bzw. besonders wegen der Leistungen während des Faschismus — einen fachlichen Entwicklungsstand erreicht, der die Fachentwicklung tendenziell von der Tagespolitik abkoppelte. Das Fach existierte trotz der Vernichtung des politischen Systems, in dem (und z.T.: für das) es gearbeitet hatte, trotz der Intentionen der Besatzungsmächte, Deutschland zu demokratisieren und entnazifizieren, und schließlich trotz des 1945 (noch) nicht aktuellen Bedarfs an sozialwissenschaftlicher (Begleit-)Forschung.

All diese Fakten können nur so interpretiert werden, daß die Soziologie sich soweit als Fach verselbständigt hatte (gegenüber politischer Funktionalisierung, gegenüber den Mutterdisziplinen etc.), daß die weiteren Schritte

der fachlichen Entwicklung zu einem gewichtigen Teil aus der disziplinären Eigendynamik resultieren mußten. (Die Rede von der Eigendynamik soll keineswegs suggerieren, daß sich Wissenschaft quasi im luftleeren Raum entwickeln kann; gewisse Schranken, die sich vor allem aus dem Systemkontext ergeben, spielen sicherlich eine wichtige Rolle. Gemeint ist lediglich, daß die Fachentwicklung nicht beliebig durch politische Manöver manipulierbar ist.) Erhalt und Sicherung des erreichten fachlichen Entwicklungsstandes möglichst in institutionalisierter Form waren angesichts umfassender Neuordnungspläne verschiedenster politischer Akteure zweifellos wichtige Tagesaufgaben der westdeutschen Soziologie in der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Zu diesem Zwecke mußten drei Aufgaben parallel bewältigt werden:

Erstens mußte die Leistungsfähigkeit der Soziologie unter Beweis gestellt werden; da die professionellsten Soziologen aber zugleich die mit dem Geruch des Faschismus behafteten waren, fand diese Demonstration in Nischen statt, die nicht inmitten der öffentlichen Aufmerksamkeit lagen.

Zweitens mußte der Anspruch der Soziologie auf Anerkennung und Institutionalisierung massiv vertreten und glaubhaft begründet werden, zugleich aber jeder Hinweis auf anrühige Traditionen unterbleiben — ein höchst diffiziles Unternehmen, das v. Wiese mit Bravour meisterte.

Und drittens mußte ein scharfer Kampf gegen alle Nachbarwissenschaften geführt werden, die mit ähnlichen Ansprüchen auftraten bzw. die als potentielle Konkurrenten infragekamen. Die Vehemenz der Polemik gegen fast alle Nachbarwissenschaften in den Nachkriegsjahren und der Anspruch, mit der Soziologie die neue Grundwissenschaft mit Zuständigkeiten für alle Bereiche des Sozialen zu besitzen, weisen deutlich in diese Richtung.

Die zwischen universitärer und außeruniversitärer Soziologie, zwischen der DGS als öffentlicher Repräsentantin und Sozialforschungsinstituten als ‚Machern‘ etablierte Arbeitsteilung der Nachkriegszeit war also nicht nur, wie ich dies an anderer Stelle darstellte (vgl. Weyer 1984, S. 394 ff.), amerikanische Strategie; sie entsprach durchaus deutschen Interessen an der Weiterentwicklung des fachlichen Ausbaus: Während die DGS öffentlich Terrain ‚sicherte‘, produzierten die Sozialforschungsstelle Dortmund und andere die fachlichen Grundlagen, ohne die v. Wieses Aktivitäten reine Schaumschlägerei geblieben wären. Spätestens 1955 wäre die Seifenblase sonst geplatzt.

Dennoch konnten diese Prozesse der Institutionalisierung von Soziologie nicht völlig an den gesellschaftlichen Realitäten vorbeiooperieren, d.h. nicht beliebige Richtungen einschlagen. Rein theoretisch ist jeder Weg von Fachentwicklung denkbar; doch — dies hier nur als These — hätte eine fernab jeglichen Realitätsbezuges operierende Soziologie keineswegs Erfolg und institutionellen Bestand über mehrere Jahrzehnte gehabt.

Man kann wohl als These formulieren, daß die westdeutsche Nachkriegssoziologie — in personam: vor allem der ‚Funktionär‘ v. Wiese, der ‚Macher‘ Otto Neuloh und der ‚newcomer‘ Helmut Schelsky — gehnt hat, daß eine Institutionalisierung und Professionalisierung der Gesellschaftswissenschaften angesichts der Tendenzen zu einer Verwissenschaftlichung gesellschaftlicher Praxis bevorstünde. Nicht nur die Erfahrung des Faschismus, sondern auch die politische Praxis in den USA seit dem New Deal zeigte, daß die staatliche Regulierung des gesellschaftlichen Lebens auch mit Hilfe der Wissenschaft zunehmen würde — man denke etwa an das ‚American Soldier‘ -Projekt. (Für den Bereich der Industrie markiert die Hawthorne-Studie die Schwelle zur Verwissenschaftlichung der betrieblichen Praxis.) Es war vorhersehbar, daß das Nachkriegsdeutschland eine Fülle an sozialen Problemen generieren würde, die aus demographischen Veränderungen, aus neuen Notwendigkeiten nicht-terroristischer ‚Menschenführung‘, vor allem aber den notwendigen Umstrukturierungen der Industrie und der Sicherung der Akzeptanz seitens des schwächeren ‚Sozialpartners‘ resultieren würden.

Eine Versozialwissenschaftlichung gesellschaftlicher Praxis war also abzusehen, und diese Perspektive bildete die praktische Grundlage dafür, daß die Bestrebungen zur Konstruktion einer soziologischen Fachidentität nach 1945 nicht ins ‚Leere‘ liefen, sondern mit der Institutionalisierung und Akademisierung des Faches Soziologie endeten.

4. Die erste Identitätskrise der bundesdeutschen Soziologie

Ab Mitte der 50er Jahre wurde die nach dem Krieg gestiftete Fachidentität durch verschiedene Prozesse in Frage gestellt; äußerlicher Anlaß war das Ausscheiden v. Wieses aus der aktiven Verbandspolitik der DGS im Jahre 1955. Immer offensichtlicher wurde seit Beginn der 50er Jahre, daß die Soziologie tief in der gesellschaftlichen Praxis drinsteckte, über die sie vermeintlich so erhaben war. Deutlich wurde auch, daß die Erwartungen an eine theoretische Konsolidierung weit überzogen waren. Problematisch

wurde — zumindest einem Teil der Soziologen — nun auch langsam die braune Vergangenheit, die die bundesdeutsche Soziologie immer noch unbewältigt mit sich herumschleppte. So kam es in der zweiten Hälfte der 50er Jahre zu verschiedenen Versuchen der schrittweisen Revision des Selbstbildes des Faches, die jedoch recht abrupt beendet wurden, als sich abzeichnete, daß das Fach an diesen Diskussionen möglicherweise auseinanderbrechen könnte. Der spezifische Wiederbeginn nach 1945 entfaltete nunmehr seine Eigendynamik in der Weise, als der Teil des Fundaments der bundesdeutschen Soziologie, der aus der Re-Integration der Soziologie des Faschismus bestand, nicht mehr abgeschnitten werden konnte. Ja, es war eine ganze Zeit lang kaum auszumachen, welcher der Kontrahenten — die bürgerliche-antifaschistische oder die konservativ bis faschistische Position — die Mehrheit besaß. Die für die Identitätsstiftung nach 1945 konstitutive Re-Integration der ‚Rechten‘ zeigte hier ihre problematischen Konsequenzen, da den Kräften, die den ‚Bürgerkrieg in der Soziologie‘ in den 50er Jahren propagierten (vgl. Weyer 1985a), am Zusammenhalt des Faches weniger lag als an der Sicherung und dem Ausbau ihrer Positionen.

So kam es, daß nicht nur das Fach Soziologie eine Zeit lang am ‚Abgrund entlang balancierte‘, sondern gewisse Elemente der Fachidentität in dieser Phase der organisationspolitischen Auseinandersetzungen am Ende der 50er Jahre bestärkt und bekräftigt wurden, nämlich das Postulat der unpolitischen Soziologie einerseits, die Legitimität gewisser theoretischer Orientierungen und biografischer Entwicklungen andererseits (mit der Folge z.B., daß Schelsky nunmehr theoretische ‚Mitte‘ und organisationspolitischer Mittler der bundesdeutschen Soziologie wurde — sicherlich ein Grund für seine dominante Stellung). War es lange Zeit das Bestreben der führenden Köpfe der DGS gewesen, zwecks öffentlicher Absicherung der Fachidentität Dissens zu unterdrücken — Rene König schreibt 1955 an Theodor W. Adorno:

„...vor allem aber würde ich es aus taktischen Gründen für dringend erforderlich halten, wenn wir nach außen jeden Anschein einer Meinungsverschiedenheit vermeiden.“ (6.12.1955, in: Archiv der DGS) —,

so wird der DGS Ende der 50er Jahre von den Rechts-Dissidenten nicht nur eine interne Debatte über die möglicherweise bevorstehende Spaltung der DGS, sondern gleichfalls eine öffentliche Kontroverse, ausgetragen in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, aufgezwungen. Hier wurde mit harten Bandagen gekämpft und erstmals mit aller Deutlichkeit auf die faschistische Vergangenheit etwa eines Karl Valentin Müller hingewiesen (F.A.Z. v. 5.8.1958). Zwischen dem öffentlich gezeichneten Bild der Soziologie und

dem nunmehr erstmals publik werdenden internen Zustand klafften Welten — eine Situation, die keineswegs geeignet war, den wissenschaftspolitischen Zielen der DGS nach Ausbau der Soziologie zu nützen. Daß Schelsky es sich 1958 leisten konnte, die Kreise der bundesdeutschen Soziologie, die eine offene Rehabilitierung der Soziologie des Faschismus betrieben, in einem Brief an König „gegen den Vorwurf der neofaschistischen Klüngelei“ (27.3.58, DGS-Archiv) in Schutz zu nehmen, charakterisiert die Situation besonders markant. Auch der strategisch geschickt inszenierte Rücktritt Schelskys aus dem DGS-Vorstand 1959, der als Demonstration der Stärke, nicht der Schwäche gewertet werden muß, zeigt an, wie sehr die Definitionsmacht innerhalb der DGS (die inzwischen z.T. auch die außeruniversitäre Sozialforschung repräsentierte) sich verschoben bzw. in verschiedene Lager gespalten hatte. Traditionen aus der Zeit des Faschismus konnten nunmehr erstmals als Bestandteil der soziologischen Fachidentität ausgegeben werden.

5. Neuere Versuche der Identitätsstiftung unter Einschluß des Faschismus

Eine der Ausgangsthesen lautete, daß die spezifische Weise der Identitätsstiftung der Soziologie in den Jahren 1945 bis 1960 Auswirkungen auf das heutige Selbstbild der Soziologie, ihren theoretischen Fundus, ihre praktische Orientierung und ihr Traditionsbewußtsein hat. Vor allem wurde behauptet, daß es aktuelle Versuche gibt, die soziologische Fachidentität neu- und umzudefinieren, und zwar unter Einschluß des neuen Wissens über die Phase des Faschismus. Dies soll im nun folgenden Abschnitt geschehen.

Den wohl aggressivsten Versuch der Reaktion auf das neue Wissen über die Soziologie im Faschismus bildet die Re-Interpretation der Leipziger Schule, wie sie vor allem von Schelsky, Linde u.a. vorgenommen wird. Hier findet sich eine positive Vereinnahmung vor allem von Hans Freyer, zudem versucht diese Richtung, die Geschichte der deutschen Soziologie unter Einschluß der vermeintlich zu Unrecht vergessenen Traditionen neu zu schreiben. Auf einem Treffen alter ‚Leipziger‘ und anderer 1982 in Aachen unter dem Tagungstitel „Gab es eine ‚Leipziger Schule‘ der Soziologie und Sozialphilosophie?“ formulierte Horst Baier die fachpolitischen Absichten folgendermaßen:

„Schließlich sei noch anzumerken, daß alle diese Fragestellungen nicht alleine im Sinne einer antiquarischen Historiographie der deutschen Universität und ihrer großen Leistungen betrieben werden sollten, aber auch nicht im Sinne von Rechtfertigung“

tigungen biografischer oder sonstiger Art, sondern nur im Hinblick darauf, wie man sich produktiv auf diese Tradition beziehen könne und wie sie die *heutige Soziologie zu fördern vermöge?* (Institut..., S. 35, Herv. J.W.; das Protokoll der Tagung ist keine wörtliche Mitschrift; dies erklärt die indirekte Rede.)

Ziel der Diskussion sei es — so Baier weiter — die sog. „offizielle Auffassung der Soziologiegeschichte“ à la Köln und Mannheim zu widerlegen und die Soziologie in die Lage zu versetzen, auch ein „lange tabuisiertes Thema wieder aufzugreifen“, nämlich daß „ein geschichtlich gewachsenes, staatlich geordnetes Volk nicht in Gesellschaft aufgehe“ (S. 47).

Neben einer solchermaßen offenen Re-Aktualisierung von Positionen der Soziologie im Faschismus als Bestandteil neuer Identitätsstiftung gibt es auch andere Versuche, mit den neuen Fakten zurechtzukommen. Eine alte Variante der Um-Interpretation wird ausgerechnet vom steten Mahner und bürgerlichen Antifaschisten König neu aufgelegt, wenn er neuerdings im Jahr 1933 das „Ende der Soziologie“ (1984, S. 4) verortet. Er stützt diese Behauptung mit der immer schon fragwürdigen Konstruktion eines unvereinbaren Gegensatzes von Geist und Macht einerseits, mit dem Verdikt, reine „Soziotechnik“ (ebd.) sei keine Soziologie im eigentlichen Sinne, andererseits. ‚Richtige‘ Soziologie hat also nach König — auch Neuloh denkt so (vgl. seine Ausführungen auf dem letzten Soziologentag) — etwas mit Freiheit und Qualität zu tun. Verblüffend ist jedoch ein dritter Argumentationsstrang, den König in seiner jüngsten Publikation erstmals verwendet und den er ausdrücklich direkt bei Freyer entlehnt. Er behauptet, daß der Faschismus die „Krise der Gegenwart“ beilegte und als Konsequenz dieser „befriedigende(n) Lösung“ die Soziologie dann „folgerichtig ... verschwinden“ mußte, „sowie auf des Führers Befehl das ‚Volk‘ aus dem ‚heiligen Blut der Rasse‘ entstanden ist“ (S. 6). Mit Freyer als Kronzeugen und einem Loblied für die Leistungen des Faschismus auf den Lippen das ‚Ende‘ der Soziologie 1933 belegen zu wollen — das alles klingt makaber und unverständlich zugleich. Daß ausgerechnet bei René König Argumentationsfiguren der Nazis verfangen, stimmt nachdenklich.

Identität stiftet diese zweite Position hauptsächlich über die unbefleckte Jungfräulichkeit der Soziologie, die das Ethos der Freiheit erfolgreich gegenüber den Nazis verteidigt und lieber eine Liquidation der Disziplin als eine Kompromittierung in Kauf genommen habe.

Die dritte Variante von Identitätsstiftung teilt mit der ersten die Anerkennung der Existenz einer Soziologie im Faschismus und deren Integration in das eigene Selbstverständnis, hier allerdings mit negativen Vorzeichen. Die kritische und alternative Wissenschaft, so wie sie sich seit Ende der 60er

Jahre herausgebildet hat, beginnt, sich eine eigene Fachgeschichte zuzulegen, in der es weniger um die Suche nach Theorietraditionen geht, die die eigenen Arbeiten in die Reihe der Werke großer Meister stellen; vielmehr werden die Bedingungen soziologischer Arbeit im Kontext der jeweils dominanten Professionspolitik einerseits, gesellschaftlicher Zugriffe auf das Fach andererseits analysiert. Diese historischen Analysen, wie sie etwa von Carsten Klingemann vorgelegt werden, haben nicht nur eine Lücke in der Fachgeschichtsschreibung gefüllt, sie haben zudem in ihrer Kritik der herrschenden Identität zu Neudefinitionen auf Rückzugspositionen seitens führender Fachvertreter geführt und zugleich Ansätze zu einer Identität der kritischen Wissenschaft auch in historischer Perspektive sichtbar werden lassen. Der stärkste Trumpf dieser Richtung ist wohl, den Positivismus vom Kopf auf die Füße gestellt zu haben: Die eifrigsten Datensammler der Profession erachteten es bis 1980 für legitim, die Fachgeschichte unter Verzicht auf jegliche Quellen und Ur-Daten zu schreiben; heute ist ein solches Verfahren methodisch kaum noch zulässig.

Ein zweiter Trumpf ist z.T. biografisch bedingt: Diejenigen Soziologen, die heute die kritische Soziologiegeschichte schreiben, stammen weder aus der Generation der kompromittierten Soziologen noch aus der Generation, die Ende der 50er Jahre den faulen Kompromiß mit dieser schloß. Zudem forscht und schreibt sie aus einer Perspektive, die den Optimismus nicht mehr teilen kann, den die nach 1945 geschaffene Identität stets als konstitutiven Bestandteil trug und den man auf die simple Formel bringen kann: Verdoppelt die soziologischen Lehrstühle, und wir lösen alle gesellschaftlichen Probleme! Weder ist auf diesem Wege die soziale Realität durchsichtiger — und problemfreier — geworden, noch kann eine solche Strategie den Absolventen des Soziologie-Studiums auf Dauer gesicherte Berufsperspektiven öffnen. Die kritische Identität lernt dabei zusehends aus der Geschichte, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, ja daß die Soziologie schon mehrfach versagt und vor der Wirklichkeit kapituliert hat.

So zeigt es sich, daß es vermessen wäre, heute noch von einer einheitlichen Identität der bundesdeutschen Soziologie zu reden; während auf der einen Seite Soziologen mit immer neuen Untersuchungen das herrschende Bild des Faches mehr und mehr ins Wanken bringen, werden auf der anderen Seite stets neue Auffangpositionen errichtet und Mechanismen installiert, die verhindern sollen, daß die in den nächsten Jahren noch zu erwartenden Ergebnisse soziologiegeschichtlicher Forschungen nicht zum Desaster, d.h. zur vollkommenen Destruktion der herrschenden Fachidentität führen.

Literatur

Verhandlungen des Achten Deutschen Soziologentages vom 19. bis 21. September in Frankfurt a.M., Tübingen 1948. — *Beck*, Ulrich (1982): Folgeprobleme der Modernisierung und die Stellung der Soziologie in der Praxis, in: ders. (Hg.), *Soziologie und Praxis — Erfahrungen, Konflikte, Perspektiven*, Sonderband 1 der Sozialen Welt, Göttingen 1982, S. 3 ff. — *Bergmann*, Waltraud u.a. (1981): *Soziologie im Faschismus 1933-1945. Darstellung und Texte*, Köln 1981. — *Braunreuther*, Kurt (1962) und *Helmut Steiner*: *Zur Situation der bürgerlichen Soziologie in Westdeutschland*, in: dies. (Hg.), *Zur Kritik der bürgerlichen Soziologie in Westdeutschland*, Berlin 1962. — Institut für Soziologie der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule: *Arbeitstagung der Fritz-Thyssen-Stiftung. Gab es eine ‚Leipziger Schule‘ der Soziologie und Sozialpsychologie?* am 29. und 30. April 1982. Protokoll vorgelegt von Karl-Siegbert Rehberg unter Mitwirkung von Irmgard Pinn und Elfriede Üner. — *Käsler*, Dirk (1984): *Soziologie zwischen Distanz und Praxis. Zur Wissenschaftssoziologie der frühen deutschen Soziologie*, in: *Soziale Welt* 1984, S. 5 ff. — *Kaufmann*, Franz-Xaver (1982): *Soziologie im Nebel*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1982, S. 366 ff. — *Klingemann*, Carsten (1981): *Heimatsoziologie oder Ordnungsinstrument? Fachgeschichtliche Aspekte der Soziologie in Deutschland zwischen 1933 und 1945*, in: *Lepsius* 1981, S. 273 ff. — *Klingemann*, Carsten (1985): *Vergangenheitsbewältigung oder Geschichtsschreibung? Unerwünschte Traditionsbestände deutscher Soziologie zwischen 1933 und 1945*, in: Sven Papcke (Hg.), *Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland*, Darmstadt 1986. — *König*, René (1984): *Über das vermeintliche Ende der deutschen Soziologie vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1984, S. 1 ff. — *Lepsius*, M. Rainer (1979): *Die Entwicklung der Soziologie nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1967*, in: Günther Lüschen, *Deutsche Soziologie seit 1945*, Sonderheft 21 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Opladen 1979, S. 25 ff. — *Lepsius*, M. Rainer (1981a): *Die Soziologie der Zwischenkriegszeit: Entwicklungstendenzen und Beurteilungskriterien*, in: *Lepsius* (1981), S. 7 ff. — *Lepsius*, M. Rainer (Hg.) (1981): *Soziologie in Deutschland und Österreich 1918-1945*, Sonderheft 23 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Opladen 1981. — *Linde*, Hans (1981): *Soziologie in Leipzig 1925-1945*, in: *Lepsius* 1981, S. 102 ff. — *Schäfers*, Bernhard (1984): *Nekrolog. In Memoriam Helmut Schelsky (14. Oktober 1912 — 24. Februar 1984)*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 1984, S. 420 ff. — *Schelsky*, Helmut (1981): *Rückblicke eines „Anti-Soziologen“*, Opladen 1981. — *Schuster*, Margrit (1984) und *Helmut Schuster*: *Industriesoziologie im Nationalsozialismus*, in: *Soziale Welt* 1984, S. 94 ff. — *Weyer*, Johannes (1984): *Westdeutsche Soziologie 1945-1960. Deutsche Kontinuitäten und nordamerikanischer Einfluß*, Berlin 1984. — *Weyer*, Johannes (1984a): *Die Forschungsstelle für das Volkstum im Ruhrgebiet (1935-1941) — ein Beispiel für Soziologie im Faschismus*, in: *Soziale Welt* 1984, S. 124 ff. — *Weyer*, Johannes (1984e): *Erfinder von Kampfbegriffen in der Soziologie. Noch einmal Helmut Schelsky*, in:

Deutsche Volkszeitung/Die Tat 13/1984 (30.3.1984), S. 15. — *Weyer*, Johannes (1984f): *75 Jahre Kapitulation vor der Wirklichkeit. Betrachtungen zu einem Jubiläum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, in: *Soziologie. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* 1984, S. 91 ff. — *Weyer*, Johannes (1985a): *Der Bürgerkrieg in der Soziologie. Die westdeutsche Nachkriegssoziologie zwischen Amerikanisierung und Restauration*, in: Sven Papcke (Hg.), *Ordnung und Theorie. Beiträge zur Geschichte der Soziologie in Deutschland*, Darmstadt 1986. — *Weyer*, Johannes (1985b): *Praxisferne und gesellschaftliche Irrelevanz — Die deutsche Gesellschaft für Soziologie unter von Wieses Leitung (1945- 1955)*, in: *Materialienband: Beiträge aus den Sektions- und Ad-hoc-Veranstaltungen des 22. Deutschen Soziologentages*, Dortmund, 9.-12. Oktober 1984, Opladen 1985. — *v. Wiese*, Leopold (1948/49): *Nach abermals zwölf Jahren*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie* 1948/49, S. 1 ff.